

„Das arme Ding“.

Mit einer Riste aus der fernem Heimat kam mir ein altes Zeitungsblatt zur Hand. Die Nachricht von dem Tode des armen Ich kleingedruckt in einer Ecke fand. Nun steht sie mir den ganzen Tag vor Augen. An die ich viele Jahre nicht gedacht, so wie ich sie zum erstenmal gesehen in ihrer grouen, unscheinbaren Tracht. Ich sah sie nie in einem Festgewande, Sie trug ihr altes Röschchen Jahr für Jahr. Es legte sich um ihre schmalen Schläfen Schmutz und glatt das trübe braune Haar. Sie hegte einen Liebeshaß im Herzen; Doch wer hat Liebe je von ihr begehrt? „Das arme Ding!“ so sprach man achselzuckend, Und hat sodann den Rücken ihr gefehrt. So ging sie still und einsam ihrer Wege, Und es' sie's ahnte, war sie schon am Ziel. Man trug sie aus dem großen, grauen Hause, In das das Licht der Sonne niemals fiel. Ob ihr der frühe Abschied schwer gefallt? Ob sie des Todesahn'n mit Angst erfüllt? 's ist bitter, von der Tafel aufzusehen, Ob man auch nur den Hunger sich gestillt! Ob ihr in ihrer letzten bangen Stunde Ein Freudenauge trübend zugeblickt? Ob jemand ihre abgekehrten Hände, Bevor sie erstarren, liebevoll gedrückt? Es geht ein Frösteln mir durch alle Glieder, Ein seltsam Bangen faßt das Herz mit an. Wenn an ihr ödes Leben ich gedenke, Wie Tag um Tag so freudlos ihr gerann. Und eine leise Schuld freißt mir am Herzen, Daß, während ich am warmen Feuer saß, Ich niemals an ihr kaltes Zimmer dachte, Daß ich „das arme Ding“ so ganz vergaß. Anna Müller.

Die Verdauungspause.

Freiherr v. Sch. d. H.

Ich will mich nicht schlechter machen als ich bin — heutjutage, da nach meiner Meinung schon die guten Freunde und getreuen Nachbarn auf den Augenblick warten, wo sie über unsere Leiden hinweg zu Ruhm und Ansehen gelangen können, wäre es mehr als thöricht, von sich selbst etwas Anderes als nur Gutes zu sagen. Ich will daher, wie es ursprünglich meine Absicht war, auch nicht von mir behaupten, daß ich ein Substanz bin, wohl aber gehe ich offen und ehrlich ein, daß ich sehr gerne ein sehr gutes Diner mitmache. Ich esse sehr gerne sehr gut, ich trinke sehr gerne sehr gute Weine und unterhalte mich sehr gerne sehr gut mit einer nicht zu jungen und nicht zu häßlichen Dame — nur „ästhetisch“ darf sie nicht sein, dagegen habe ich einen „Horror“. Erst kürzlich habe ich in dieser Hinsicht wieder gar treuherzige Erfahrungen gemacht. Die Dame sprach während eines langen Diners — es gab vierzehn Gänge — von der Bouillon bis zu den Früchten in einem fort über Kunst und Literatur; meine Hoffnung, daß sie beim Essen den Mund halten würde, war eitel, da sie infolge einer Mageninsuffizienz gar nichts aß. Selbst gedehnte Zeugnisse mit Krabbenfauce — ein Gericht, für das ich fastblütig drei Raubmorde und zwei Eisenbahnschicksale ausübte — brachte sie nicht zum Schweigen und als wir nach drei Stunden endlich aufstanden, bedauerte sie lebhaft, sich so wenig haben aussprechen zu können. Das Schönste nach meiner unmaßgeblichen Meinung ist aber bei jedem Diner die Verdauungspause — man sitzt in einem bequemen Fauteuil, schlüßelt einen Coanac und raucht dazu eine tabellose Piarre. Weß man im Voraus, daß der Wirth für guten Tabak sein Verständnis hat, so empfindet es sich, die eigene Piarre mitzubringen und diese in einem unbewachten Augenblick mit der Geschicklichkeit eines Beladners mit dem vom Gastgeber offerirten Kraut zu verpacken. Ich habe solche Verdauungspausen sehr: ein behagliches, molliges, seltsames Gefühl durchdringt den ganzen Körper, man fühlt sich so leicht, so glücklich; die ganze Welt erscheint in rothlicher Licht, alles Leid und Ungeordnetes dieses Daseins wird vergessen, man träumt und sinnt, man ist der Wirklichkeit halb entrückt und mit einem „Wie meinen Sie?“ fährt man in die Höhe, wenn der Nachbar zur Rechten oder zur Linken und so plöcklich anredet. Solche Verdauungspausen, in denen man dem Mogen Zeit läßt sich von dem Diner zu erholen und sich für die weiteren kommenden Genüsse vorzubereiten, sind, schon, herzlich, göttlich. Ich kenne aber auch Verdauungspausen, die weniger schön sind, das sind die „militärischen Verdauungspausen.“ Die Kompagnie ist zum Exerciren

nach dem großen Exercirplatz abgerückt. Man würde dem Herrn Hauptmann Unrecht thun, wenn man glaubte, daß er freiwillig sich diesen Dienst angeeignet hätte; ach nein, so ist er nicht, dazu ist er viel zu bequem. Aber der Herr Hauptmann hat einen Major und der hat gestern Mittag so ganz heilfäufig seinen Untergebenen gefragt, wann er denn einmal mit seiner Kompagnie nach dem „großen“, Platz gehen wolle. Hätte der Hauptmann die Wahrheit sagen wollen, so hätte er antworten müssen: „Leberhaupt nicht“, aber in dem Gesicht des Herrn Majors hatte ein undefinirbares Etwas geblinzelt, und so hatte der Herr Hauptmann sich denn bereit zu sagen: „Ich dachte morgen Früh, Herr Major.“ Und befriedigt war der Vorgesetzte von bannen gegangen. Man würde auch den Herren Lieutenants Unrecht thun, wenn man glaubte, daß sie freiwillig zu diesem Dienst gekommen wären; ach nein, dazu sind sie viel zu verlatert. Bis zum frühen Morgen haben sie getanzet und sehr viel Bier getrunken, ihnen ist gar nicht ganz ertra. Sings es nach ihren Köpfen — und die sind heute bieder als je — so lägen sie noch im Bett und schliefen bis in die Nacht und wieder bis zum Morgen. Daß auch die Leute, die „Kerls“, die Mannschaften, oder wie man sie nun immer nennen will, auch nicht freiwillig, sondern nur der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, gekommen sind, ist ganz selbstverständlich. Heilnehmend, mittheilend betrachten sie ihre Beine und streicheln sie zärtlich mit der Hand, sie wissen, was ihren „Knochen“ bevorsteht und sie haben einig's Mitgefühl mit ihnen. Lust zum Exerciren hat Keiner und als man auf dem Platz angekommen ist, läßt der Herr Hauptmann die Flügel ausinanderrücken und befiehlt „Einzel-Marsch und Einzel-Griffe.“ Die Herren Lieutenants befehlen ihren Unteroffiziere, die Glieder zu übernehmen und die Unteroffiziere befehlen ihren Leuten: einzeln, mit sieben Schritt Abstand, bei ihnen vorbeizumarschieren. Der Herr Hauptmann reitet auf dem Platz spazieren, die Herren Lieutenants unterhalten sich miteinander, die Herren Unteroffiziere lassen die Leute vorbeimarschieren, wie sie wollen und die Kerls summeln, daß jeder Aufschrittsrath einer Ueberläuferin, der dies mit ansehe, behaupten würde, im Vergleich mit dieser Bummellei verkehrten auf seiner Bahn überhaupt keine Bummelzüge, sondern nur D-Büge. Selbst der Sonne ist der Anblick dieser Bummellei unangenehm, sie läßt das Rouleur herunter in Gestalt einer schwarzen Wolke. Aber nun macht den Leuten das Exerciren erst recht keinen Spaß mehr. Eine Stunde ist so vergangen, da kommt der Hauptmann auf den Gedanken, etwas Anderes machen zu lassen. Er will jetzt geschlossen exerciren und er kehrt. „In Kompagnie-Kolonnen antreten marsch — marsch.“ Wie jeder Befehl wird auch dieser ausgeführt, aber fragt mich nur nicht wie! Der Hauptmann sagt nichts, aber er denkt: „Na wartet, ich will Euch schon kriegen.“ Dann zieht er den Säbel, das heißt auf deutsch: „Ich bitte die Herren Lieutenants einzutreten.“ Und die Herren Lieutenants kommen, wenn auch etwas betrübten Herzens, diese Bitte nach. Der Hauptmann kommandirt: „Stillgestanden.“ Das ist das unangenehmste Kommando, das es giebt, denn es bedeutet den Anfang des Exercirens.“ Gleich darauf heißt es: „Bataillon — marsch.“ Hundertundzwanzig linke Beine erheben sich unwillig, innerlich murrend und murrend von der Erde. Die linke Fußspitze, die, wie das Gesetz befiehlt, nach unten gedrückt sein soll, zeigt in die Höhe, gleichsam als wollte sie feststellen, was denn heute für Wetter sei; sie schmießelt, wie der Kunstausdruck lautet, in der Luft herum. Die linke Fußspitze theilt das Erträgniß ihrer Fortschuna dem ganzen Fuß mit und als dieser erfahren hat, daß da oben nichts los sei, berührt er wieder den Erdboden. Damit er keine Verletzung davon trägt, er er bei der Verletzung mit der Erdoberfläche sehr vorsichtig. „Kerls, gebraucht mir Eure linken Beine besser“, bemerkte der Kapitano — da ist auch schon der rechte Fuß mit dem dazu gehörigen rechten Bein in der Luft. Es ist eine Thörsache, die ich mir nicht zu erklären vermag, daß die linken Beine unserer gesammten Armee viel härter ausgebildet sind als die rechten. Wenn die Kerls den linken „Knochen“ hinsetzen, bröckelt die Erde, wird der rechte Fuß aufgesetzt, so hört man so gut wie gar nichts. Der Herr Hauptmann hört absolut nichts. Das ärgert den Häuptling — um so mehr, als in diesem Augenblick der Herr Major, der seit einigen Minuten auf dem Plage herumreitet, ihm zuruft: „Die Kompagnie marschirt schlapp, sehr schlapp!“ Zum Zeichen, daß er die Worte des Vorgesetzten vernommen hat und daß er ihnen theilweise zustimmt — ganz stimmt ein Untergebener niemals einem Vorgesetzten zu — salutirt er mit dem Degen. Dann kommandirt er: „Bataillon — halt!“ „Nun geht's los“, denken sich die Leute und unmerklich mit den Schul-

tern zuckend, schieben sie sich die Bundeckel, den Tornister, zurecht, gleichsam als wollten sie sich damit den Wangen gegen die nun kommende Strafpredigt zurecht rücken. „Kerls“, beginnt der Herr Hauptmann, „ich will Euch mal etwas sagen.“ Diese Einleitung ist überflüssig, sie versteht die beabsichtigte Wirkung, die Zuhörer aufmerksam und neugierig zu machen, vollständig. Daß er ihnen etwas sagen will, wissen die Kerls, also wozu so viel Worte? „So geht die Bummellei nicht weiter.“ „Der heimer ich mal will decht, dat det kommen würde!“ (Das habe ich mir wohl gedacht, daß das kommen würde!) sagt ein braver Musketier zu sich in seinem Innern und die Anderen denken ebenso. Man sieht, auch dieser Theil der Rede bringt nichts Neues. „Wenn Ihr noch weiter so bummelt, werde ich ungemüthlich, das laßt Euch hiermit gesagt sein und überlegt Euch meine Worte.“ Die Rede des Herrn Hauptmanns ist beendet, nun folgt für die Zuhörer die Verdauungspause: sie sitzen nicht in einem Lehnstuhl und rauchen keine Henry Clay und keine Uppmann, sie stehen still; Haten zusammen, Knie durchgedrückt, Bauch herein, Brust heraus, Schultern zurück, Kopf in die Höhe, Kinn an der Binde, Augen geradeaus, auf der linken Schulter das Gewehr, auf dem Büdel den „Affen“. In solcher Stellung verdaut es sich unbehaglich, und der Herr Hauptmann läßt ihnen zu dieser Thätigkeit sehr lange Zeit. Er sagt sich: „Steh nur still, Kerler, ich habe davon keine Versprechen, aber Euch werden schon mit der Zeit die Beine weh thun, und dann wird es in Euren Schädeln schon helle werden, ob Ihr so wollt, wie ich, oder nicht.“ Zu ihrem großen Leidwesen müssen die Herren Lieutenants mitbereden: unbehaglich, wie aus Erz gegossen, stehen sie in der Front, keine Wimper zuckt, keine Miene verräth, was in ihrem Innern vorgeht, was sie denken und — wie sie studen, daß sie mitbeden müssen unter der Bummellei der Leute. Unterdeß verdaut die Leute die Worte ihres Vorgesetzten; sie denken darüber nach, was wohl geschieht, wenn sie weiter souleugen. Was heißt das? Der Hauptmann wird ungemüthlich werden? — wird er scheitern? Daraus sind sie gewöhnt, das macht auf sie wenig oder gar keinen Eindruck mehr. Wird er sie nachexerzieren lassen? Auch daran sind sie gewöhnt. Wird er sie einperren? Auch das steht in seiner Macht, und das wäre ihnen sehr, sehr unangenehm, denn trocken Frod und frischer „Pumpenbeimer“ ist kein Hochgenuß — aber sie trösten sich mit dem Gedanken, daß er doch nicht die ganze Kompagnie einperren kann. Und das Resultat des Nachdenkens ist: „Wir wollen abwarten, was der Alte unter „ungemüthlich“ werden versteht.“ Sie sind sehr neugierig darauf, aber vorläufig denkt der Herr Hauptmann gar nicht daran, ihre Neugier zu befriedigen. Er läßt sie ruhig stille stehen. Von den Fußspitzen aus durchdringt ein eigenthümliches trabendes, hügelndes Gefühl die Füße, man würde, wenn man sie überflüssig hätte, gerne hundert Mart ausgeben, um nur einmal die Füße bewegen zu dürfen. Aber das geht nicht; nur die Beine bewegt man in den Stiefeln einmal auf und ab und es ist, als wenn das pridelnde Gefühl nur darauf gewartet hätte. Von den Füßen steigt es in die Höhe, langsam aber sicher steigt es in die Wade und von dort in die Kniekehlen. Man fühlt, man kann die Knie nicht mehr durchdrücken, aber man muß; die Beine fangen an zu zittern und immer höher geht das Prideln, den Rücken hinauf und nun langsam vom Genick bis in den Hinterkopf. Es wird einem gar sonderbar vor den Augen; es klimmert und tanzt allerlei Seltsames in der Luft herum; man möchte zugreifen, mit der Hand einmal sich die Augen reiben, aber das darf nicht sein, die Rechte muß nach vorne geöffnet an der Hofmannheit liegen. Ein leises Zittern geht durch die Kompagnie, es ist, als wenn ein leiser Wind über ein Kornfeld streicht, nur einem scharfen Auge bemerkbar schwanfen die Gestalten hin und her. „Nun ist's genug“, denkt der Hauptmann, „an diese Verdauungspause werden sie denken.“ Und es scheint, daß er Recht hat; als er mit lauter Stimme „Bataillon — marsch“ kommandirt, schlagen die Beine, froh, sich bewegen zu dürfen, einen Trommelwirbel nach dem anderen in der Luft. Alles auf Erden aber hat seine Zeit und nach fünf Minuten bummeln die Leute wieder genau so wie vorhin. „So, nun werde ich aber wirklich ungemüthlich, Jungens“, ruft der Hauptmann und kommandirt dann: „Lauffschritt marsch — marsch.“ Im leichten Trab reitet er an seiner Kompagnie vorbei und in „Zudeltrott“ folgen die Leute. Ein Vergnügen ist solch Lauffschritt für die Beihilfigen nicht: da wird gefeuert, geächzt, gestöhnt, geklagt, gemurmelt, gepulst, gewimmert, gestudt, aber es hilft Alles nichts, es wird gelaufen. Endlich, endlich heißt es: „Bataillon halt, Gewehr ab, rührt Euch.“ Und der Hauptmann sieht seine Kinder an, als wolle er fragen: „So, nun verdaut das einmal.“ Die Leute sehen sich an, sprechen dürren sie nicht mit einander, aber in den

Bliden, die sie sich gegenseitig zuwerfen, steht geschrieben: „Das ist nichts Genues.“ Dieses Mal ist die Verdauungspause nur sehr kurz. Kaum hat man wieder Athem geschöpft, da heißt es: „Stillgestanden“ und mit „Gewehr über“ marschirt die Kompagnie gleich darauf wieder durch einen nicht unbedeutlichen Theil unserer schönen Vaterlandes. Und jetzt ist es mit der Bummellei definitiv vorbei. Für die Herren Offiziere giebt es noch eine besondere Verdauungspause; sie tritt ein, wenn Jemand etwas „ausgefressen“ hat und ihm nun die militärische Conleiter vorgepiffen wird. Je höher der Vorgesetzte ist, desto längere Pausen macht er, um dem Untergebenen auch ja Zeit zu lassen, Alles zu verdauen, was er ihm sagt; denn er ist selbstest davon überzeugt, daß seine Worte im höchsten Grade bemerkenswerth sind und daß der Getadelte nicht genug darüber nachdenken kann. Gewöhnlich aber benutzt der Untergebene die Verdauungspause nicht, um zu verdauen, sondern um das bisher Gesagte schleunigst zu vergessen; denn wenn er alle Liebenswürdigkeiten, die er zuweilen zu hören bekommt, verdauen wollte, müßte er einen noch besseren Magen haben, als der berühmte Vitriol, der seinerzeit sich in allen Großstädten sehen ließ und dessen Lieblingsgericht aus Stiefelsohlen und Glascherben bestand. Chronen. Skizze von J. Hart. Sie hatt das Glück mit ihm theilen wollen, als aber die Sorge, das Unglück kamen, ward es ihr wieder klar, wie fern sie sich doch fanden. Die Jahre des Glücks hatten sie freundlich und gerecht gegen ihn gemacht, dessen Charakter und Interessen zu verschieden von den ihrigen waren. Er hatte sie mit Liebe und Begehren umgeben, es ihr nicht schwer gemacht, Wärme und Dankbarkeit wieder zu spenden. Als der Knabe, tränklich wie sein Vater, nach kurzem Leben ihr wieder genommen ward, hatte sie sich rasch getrotzt. Denn ihre Augen sonnte sich ja täglich an dem Anblick der Aeltesten, die blond, schlant und blühend, ihr getreues Abbild, emporwuchs. Von dem Mädchen erwartete sie so viel, in ihm nurgellen ihre ehrgeligen Träume, es sollte das erreichen, was das Schicksal ihr versagt: Liebe, Glück, Ruhm! Sie hatte das Kind zu höchstem Eifer angepörrt, mit ihm gelernt, es war ihre Freundin, troß ihrer zwölf Jahre, das mit Verdrüßniß den Reden ihrer reichen Phantasie gelauscht. Es war ernst und unblühlich oft und doch voll des Raubes einer süßen Kinderseele. Sie liebte es über Alles, es gab ihr Ertrag für so viel Entbehrtes, sie wünschte jeht für sich selbst nichts mehr, wie sie glaubte. Da hatte es angefangen an tränkeln. Erst lautz es nur über Müdigkeit und Kopfschmerz. Die feingliedrige Gestalt beugte sich wie von unsichtbarer Last, aber besungachtet lernte es fröhlicher denn je, wanderte mit dem Repos in die lateinische Privatstube und schmelzte nachher mit der Mutter in den Schönheiten und Größen klassischer Vergangenheit. Ein leichter Husten stellte sich ein ein Anstoßen beim Sprechen, als habe die Stimme irgendwo fest, eine kaum merkbare Belästigung der Stimmbänder, ein kurzes trodenes Aufhusten. Niemand achtete darauf. Karla hatte bis zu ihrer Ehe kaum gekrank, was Krankheit war und dem tränklichen Manne aus dem gedanktlosen, traumhaften Hindämmen einer achtzehnjährigen Mädchenseele die Hand für's Leben gereicht, weil er ihr angenehme Verforauna bot und sich absolut nichts gegen ihn einmenden ließ. Seine Kränklichkeit hatte sie auch dann nicht sonderlich geüßt und beunruhigt, sie lebten ruhig nebeneinander, ohne große Erregungen. Er ein innerlicher, mehr praktischer Charakter, sie eine feinsinnige, aber etwas selbstsüchtige Natur, die sich ihres Wertes voll bewußt war. Als dann das Mädchen geboren ward, empfand Karla wohl das, was man gemeinlich unter „Glück“ versteht. Da das Kind ernstlich zu tränkeln begann, so man den Varsari zu Rathe. Der alte Herr verheißte es ihr nicht, daß es sich um eine ernstliche Sache handle, deutete mit einiger Unfähigkeit und etlichen sachlichen lateinischen Worten an, daß der Hauptstich der Krankheit die Lunge sei und damit wäre nie zu spaßen. Stodend wiederholte sie: „Allo lungerant, Doktor, das kann so gut Tuberkulose sein, wie harmlos, nicht wahr?“ Der alte Herr nicht ernst, dann, als er den schlungslosen, großen Schmerz aus ihren Äugen las, läte er freundlich hinzu: „Wir wollen nicht gleich so Schlimmes denken, Sie müssen die Kleine aus der Schule nehmen, für länger, ich meine, bis daß die Lunge ausgeheilt sein wird.“ Karla sagte nichts. Sie fühlte nur, daß durch ihr ganzes Wesen ein Riß gina, der nie mehr heilen würde. Ihr Auges, stolzes Mädchen trant, trant wie damals der Knabe, wie ihr Vater! Alles hatte sie eingelegt, ihre ganze Kraft, Schönheit, Gesundheit und von ihm nur Krankheit dafür empfangen. Ein Gefühl kalter Empörung zog lähmend durch ihre Seele. Für ihre Kinder: hatte sie so wollen, freundlich, in ihnen ruhte ihr Bestes. Sie

rog sich in sich zurück, wie jene Blume, die ihre Blüthe schließt, wenn sie der Regen trifft. Starr, freudlos ging sie ihren Pflichten nach, ihr Auge aber ruhte in fester Angst auf dem blassen Gesicht des Kindes, dem ihr Denken und Handeln galt. Eine Erlösung mit anhaltendem Fieber warf das Kind auf's Prankenlager. Der Husten verstärkte sich, das Allmeindbefinden nahm ab, Karla hatte die Kleine an ihre Seite gebettet, und wortlos verlegte ihr Galle sein Lager in das Gemach des Kindes. Hier hauchte er nun einsam, um die ihn umgebenden Phantastereien eines berühmten Mädchentopfes erzählten ihm in schlaflosen Nächten von den trübten Veränderungen des Lauses. Ob er litt? Karla merkte es nicht und fragte auch nicht, und er gehörte zu denen, die sich nicht durch Worte erleichtern. Jeht entfaltete sich ganz die liebenswürdige Eigenart des Kindes. Die kleinen Aufmerksamkeiten des Vaters rührten es, aber es konnte die Eltern nicht still oder gar traurig sehen, und immer wieder zwang Karla's die heiß aufdrängenden Thränen zurück. Bis das Dunkel der Nacht ihre Verzweiflungsaual mittelidig den Blicken des Kindes entzog. Wie zwei Fremde gingen sie aneinander hin, sie hatte nichts mehr mit ihm gemein. Er konnte keine Arbeit, seinen abendlichen Klubfreunden nachgeben wie immer, während sie langsam verblutete. Karla wollte zur Ruhe gehen, langsam, mit müder Schwerefälligkeit legte sie ihre Kleidungsstücke ab, als er noch eintrat, nach dem Kinde zu sehen. Das Fieber war höher, als sonst. Sie saate es ihm auf seine Frage kaum hörbar. Er blickte dann lange in das heiße Gesicht der Kleinen, dann wandte er sich. „Es ist schrecklich!“ sagte er dumpf, dann, als sie in gewohnter Starrheit schmiea, ging er in das Nebenzimmer. Die Thür blieb angelehnt wie immer. Die Stunden vergingen. Karla war in einen unruhigen Schlaf gefallen. Pöcklich fuhr sie empor. Einzelne Töne waren an ihr Ohr gedrungen. Sie setzte sich aufrecht. Es schlief, Da drang es von Neuem zu ihr hin, schwische, wie mit verhaltenem Athem, und nun wußte sie, daß es aus dem Nebenzimmer kam. Er mußte trant sein. Leise, nur mit Fingern festschreit ging sie auf das Bett zu. Das Licht des Schlafzimmers fiel durch die offene Thür, gerade auf das Lager des Mannes. Er hatte das Gesicht der Wand zugewehrt, sie konnte es nicht sehen, aber sie sah, wie der Körper arbeitete von beinahe trampfhaftem Schwitzen. Er weinte. Ein Gemisch von Staunen und Mitleid zog durch ihr Herz; sie wollte ihn berühren, ihn fragen: „Fehlt Dir etwas? Aber schau so sie die Hand zurück.“ Sie hatte nie einen Mann meinen sehen. Es erschütterte sie wunderbar und gleichzeitig kam ihr das Bewußtsein, daß sie, seine Frau, an diesen Thränen keinen Antheil habe. Es lag eine Kraft, ein Schmerz in diesem Weinen des Mannes, daß es ihr den Atem benahm, sie erschauerte machte. Sie stand reglos und blickte auf ihn nieder, endlich als der Körper noch immer trampfhaft erbebte, neigte sie sich über ihn und sagte seine Schulter: „Warum weinst Du?“ Er veränderte seine Lage nicht, sie erschrte offenbar für ihn nicht. Aber diesem schlungslosen Schmerz anensüber stieg ihre Kraft, das Bedürfniß, der Frau, zu helfen. „Sag doch“, bat sie, „ist es um das Kind?“ Da wandte er sich ihr zu. Sein sonst so blasses Gesicht war vom Weinen dunkel geröthet. „Ach Gott, es ist das Alles so traurig“, versetzte er, dann, als er sie nur im Nachtgewand stehen sah, setzte er mehr aus Gewohnheit in Erwe um sie, ruhiger hinzu: „Geh schlafen Kind, Du wirst Dich erlätten.“ Sie gina zögernd, mit einem Gefühl der Schuld, dem Wunsch, ihm ein gutes, weiches Wort zu geben, aber dennoch schweigen. So suchte sie ihr Lager auf. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Sie war gewohnt, über sich nachzudenken, allerdings leicht genötigt, mit der den Frauen eigenen Subjektivität eine unangenehme Sache zu ihren Gunsten zu drehen. Und nun stand vor ihrer Seele die Frage: wie viel hat Du Schuld an diesen Thränen? Denn wer so weint, so hoffnungslos traurig, der meint um ein Gebümes, Begrabenes, der Schmerz ist nicht vom geütern oder heute. War vielleicht er der Darberbe an ihrer Seite gewesen, dem sie das erträumte Glück nicht gegeben? Hatte nicht er ihr sein Bestes gegeben, da er sie aus Liebe geheirathet, vielleicht noch liebte? Aber sie war ihm von Anfang an, wohl unbewußt, ausgewichen, ohne Frage nach seinem Tränenleben. Er hatte ihr schweigend Alles angetan, was in seiner Kraft stand, ihr das Leben zu verschönern, ein Ausleben all ihrer Fähigkeiten zu manöuvr gefordert durch stetes Hintenansetzen seiner Persönlichkeit. Sie hatte alles das kingenommen mit der leisenleberlichen der Frau, die sich im Grunde dem Gatten überlegen fühlt. Außerdem war es noch sehr fraglich, ob sie mit einem Manne, der geistig über ihr stand, glücklich gemorden wäre, gerade dieses stille Aufsehen zu ihrer ganzen Persönlichkeit hatte sie zu wöl-

ter in Schaffen angespornt, sie wohl gar unbewußt beglückt. Daß sein erster, pflichttreuer Charakter sie und ihre Weltanschauung langsam in tiefere Bahnen gelenkt, sie innerlich gefördert, hatte sie sich nicht klar gemacht. Erst seine Thränen zeigten ihr ihr Bild wie aus einem geläuterten Spiegel in seiner ganzen Selbstverbindung und Ungerechtigkeit. Sie hatte ihn vernachlässigt, nur für das Kind gelebt, vielleicht hatte er gerade in der Beobachtung dieser Fähigkeit ihrer Liebe zu der Kleinen doppelt entlehrt. Und hatte sie denn nun ein Recht ihn anzulagen, daß das Kind kein dieser Krankheit in sich trug. Müßte sie nicht vielmehr die Verantwortliche, ja sich selbst anklagen, ein unverkündigtes Maß an die Gesundheit des Kindes gelegt zu haben mit ihrem ehrgeligen Streben? Sie hatte aber nicht unterlassen, ihm im Stillen mit Vorwürfen zu überhäufen, sich ganz von ihm zu wenden. Sie erstarrt und richtete sich zu halber Höhe im Bett empor. Ihr Blick richt durch das Zimmer mit den vielen kleinen Behaglichkeiten, die ihrem Schönheitsinn so wohlthaten und welche er für sie erfonnen, die einfach und mittellos hier ihren Einzug gehalten. Als sie auf das Kind sah, schien es ihr, als sei es gar nicht so trant, als habe sie sich in ihrer Angst und in Sorge förmlich festgerannt. Sie leuchtete seinen sanften Athenzügen und etwas wie ein Gebet zog zitternd durch die Stille der Nacht. Karla stand leise auf, warf den Schlafrock über; es trieb sie, ihm, in un ganz wortlos, abzuhitten. So trat sie abermals an sein Lager. Es wunderte sie nicht, daß er wachte. „Theodor“, sagte sie flüsternd, — es war doch schmerzlicher als sie gedacht. „Was willst Du, Karla, ist es schlummer?“ Er wendete sich nun ihr zu. „Ach nein, — vielmehr — Du ich glaube, sie wird besser.“ „Gottlob!“ versetzte er leise. „Du listest wohl sehr?“ fragte sie zögernd. „Es thar mir hauptsächlich weh für Dich, Sieh, ich kame später wohl noch durch, habe ja meine tägliche Arbeit. Aber Du, — Du hästest dann ja nichts mehr.“ Nur an sie dachte er, sie fühlte es heiß in ihren Augen aufsteigen. „Weinst Du Darum?“ Er nickte still. „Na, es kam mir auch Alles so verkehrt vor, da kam es so über mich.“ Sie sagte seine Hand. Ihre trocknen und ernsthaften Augen ruhten voll auf ihm. „Ich hätte doch immer — Dich noch,“ und wie über sich selbst erschrte, fügte sie leise hinzu: „Was auch kommt, wollen wir nicht versuchen, es gemeinsam zu tragen?“ Er nickte, liebevoll ihre Hand freilebend, wieder und wieder, wie in tiefer Bevegung. „Es drängte sie, ihn zu küssen doch sie schämte sich. „Du“, sagte sie nur langsam, „ich glaube, ich war wohl oft nicht gut zu Dir?“ „Wir sind ja so verschieden“, wehrte er. „Na, ja, aber es wird anders, Du mußt nur noch ein bißchen Geduld mit mir haben, ich fühle es —, ihre Augen sahen ihn um Vergebung stehend an. Er drückte still ihre Hand. Dann gina sie. Sie mußte plötzlich, daß Alles nur an ihr gelegen. Sie versetzte sich weit über das Kind, forschend, lauschend. Und als hätte der Blick der Mutter des Kindes Seele in den tiefsten Kammern des Schlafes gefunden und aufgestört, öffnete es plötzlich die Augen. „Geh's Dir besser, Lieblich?“ „Er doch, Mutti, ganz gut, ich fühle nur, ich bina ganz süß, das Fieber ist fort, ich werde bald gesund.“ Sie nickt ihm nun beinahe höflich zu. Durch ihr Herz zog ein Ahnen kommenden Frühling. Rosenzeit. Es war ein Sonntag warm und mild. Die Blumen blühten rings im Geißd. Es schritten Zwei durch das sonnige Thal. Die Küsten einander wohl hundert Mal, Leb' wohl, Du Liebtter, Gott sei mit Dir; ... Oh sage, wann kehrt Du zurück zu mir? — „Und muß ich vollWohl verlassen mein Glück, Herzliebte mein, ich kehre zurück, Wenn wieder blühen die Rosen!“ — Es kam der Winter trant und kalt — Da trieb ihn hinter der Liebe Gewalt. — Es schritten Zwei durch das eilige Thal, Die kühten einander wohl hundert Mal, „Ich wö“ gestorben in Sehnsuchtsleid, Bis die Rosen blüht, das ist noch so weit!“ „Du kehrt ja zurück zur rechten Frist, — Geliebter, sieh, seit Du bei mir bist, Da blühen wieder die Rosen!“ — Ein vielersprechender Junge. Lehrer: „Schämst Du Dich nicht, so zu lägen, Moses?“ — Moses: „Ne; aber daß der Herr Lehrer nicht darauf reingefallen, darum schäme ich mich.“